

---

IMPRESSUM: \*\*\* Gegründet Juni 1996 \*\*\* unregelmäßig erscheinendes Informationsmedium der BerufsInfoZentren Wien, BIZ 7, Neubaugasse 43, 1070 Wien Tel.: 0043/1/878 71-30299, Fax: DW 30289 EMAIL: [Katharina.Welan@ams.at](mailto:Katharina.Welan@ams.at) INTERNET: <http://www.ams.or.at/wien/biz/index.htm>

---

## EDV/neue Medien/Technik

### Fabbing Society – vom Personal Computer zum Personal Fabricator

Die industrielle Fertigung steht vor einer tief greifenden Veränderung: Nahezu unbemerkt haben Wissenschaftler Produktionsverfahren entwickelt, die Computermodelle in dreidimensionale Gegenstände verwandeln.

Ebenso wie einst die Raum füllenden Mainframes durch dezentrale, vernetzte Kleinrechner ersetzt wurden, wird die Herstellung eines erheblichen Anteils von Alltagsprodukten zukünftig in dezentralen Produktionsstrukturen („Fabbing“) erfolgen.

Das Konzept einer Rückführung der Produktion an den Ort des Verbrauchs ist hoch attraktiv, die Rollen zwischen Entwickler, Produzent, Händler und Konsument werden neu verteilt.

Der Prototyp im Media Lab am MIT kann bereits alle neunzig Sekunden einen Gebrauchsgegenstand (z.B. Teller) ausdrucken. Diese 3D-Drucker können heute bereits nicht nur Plastikteller anfertigen, sondern beispielsweise auch künstliche Zähne, Knochen oder Hautgewebe.

Diese neue Produktionsmethoden arbeiten generativ bzw. additiv. Sie bauen aus Kunststoffen, Flüssigkeiten, Papier oder gar Metallpulver schichtweise die Körper auf, die ihre Konstrukteure vorher in gängigen 3D-Design-Programmen auf dem Computer erstellt haben.

*Rapid Prototyping (RP):* Darunter versteht man die Herstellung von Musterbauteilen ausgehend von Konstruktionsdaten. Haupteinsatzpunkte sind die Auto- und Raumfahrtindustrie.

*Rapid Manufacturing (RM):* ist eine Fortsetzung von RP. Einsatzgebiete sind z.B. Gehörimplantate oder Zahnersatzkonstruktionen, welche man sofort als maßgefertigtes Endprodukt verwenden kann.

*Rapid Tooling (RT):* steht für die Erzeugung von Produktionswerkzeugen, in der Regel Spritzgussteile und -formen.

Die Fertigungskette beim Rapid-Verfahren, die in der Regel von einem Objekt in der physikalischen Welt ausgeht, dann ein Modell davon im Rechner erstellt und schließlich wieder ein greifbares Abbild, ein Double, generiert, hat die Fantasie so mancher ForscherInnen angeregt.

Forscher wie Neil Gershenfeld, der am MIT ein Institut mit dem bezeichnenden Namen Center for Bits and Atoms aufgebaut hat, gehen davon aus, dass auf den Personal Computer (PC) fast schon zwangsläufig der Personal Fabricator (PF) folgt. Jedem Heim seine kreative

Mini-Fabrik, lautet das Motto. Die sich weitgehend selbst versorgende Familie der Zukunft soll so ziemlich alles, was sie bisher von der Großindustrie bezog, am Computer generieren und über den PF verwirklichen.

Gershenfeld: „Wir nähern uns an, eine Maschine zu bauen, die jede erdenkliche Maschine fabrizieren kann.“ Laborstudien hätten schon gezeigt, wie man die dafür benötigten Chips, Motoren und Sensoren mit Rapid-Verfahren gleichsam ausdrucken könne. Es ist gelungen, winzige, nanometergroße Halbleiterpartikel zu entwickeln, die man in eine Druckpatrone füllen kann. So lassen sich elektronische Schaltungen in Papier eingravieren, auch in mehreren Lagen übereinander.

(Andreas Neef, Klaus Burmeister, Stefan Krempf „Fabbing Society - Vom Personal Computer zum Personal Fabricator“, ISBN 3-938017-39-3, August 2005)

## **Dienstleistungen**

### **Die Zukunft des Einzelhandels – vier Trends von John Ryan**

Der Einzelhandel durchläuft einen Veränderungsprozess, der als kontinuierliche internationale Revolution bezeichnet werden kann. Die Branche erhält so eine unvergleichliche Dynamik. Doch es sind weniger die aktuellen Hypes, die strategische Erfolgspositionen sichern, als vielmehr die langfristigen Sehnsüchte der Konsumenten. Das Gewerbe des Einzelhandels wird gegenwärtig von vier wesentlichen Trends beeinflusst:

#### *Trend 1: Die Suche nach dem Wahren*

Eine der drängendsten Anforderungen an den Einzelhandel ist es, der Nachfrage der Kunden nach Authentizität nachzukommen. Viele Konsumenten sind der Auffassung, mehr Dinge zu besitzen, als sie benötigen. Der Handel muss den Verbrauchern somit andere Gründe liefern, sich von ihrem Geld zu trennen. In einer globalisierten Wirtschaft liegt es nahe, zu diesem Zweck die Herkunft eines Produktes zu betonen. Dieses Vorgehen ist im Lebensmittelhandel einfacher umzusetzen als in anderen Branchen. So legt die amerikanische Bio-Supermarktkette „Whole Foods Market“ Wert darauf, dass ihre Kunden wissen, woher ihre Lebensmittel stammen und eröffnete letztes Jahr in New York eine neue Filiale, einen „Tempel der Herkunft“. Der Erfolg des Unternehmens zeigt, dass das Wissen um die Herkunft als Mehrwert betrachtet wird, der eine Art Garantie für Vertrauen in die ethischen Ursprünge eines Produktes bietet. Und dafür ist der Konsument bereit, einen Aufpreis zu bezahlen.

Dieses Bedürfnis kann teilweise als Wunsch nach einem einfacheren, weniger großstädtischen Leben verstanden werden. Die Supermärkte „Farmers Markets“ und „French Markets“ in Großbritannien haben dieses Verlangen nach der „guten alten Zeit“ aufgegriffen und Läden entworfen, die den Vorstellungen eines Marktplatzes entsprechen – angesiedelt unter einem Dach in einer modernen Umgebung. Der Welt des Lebensmittelhandels ein „wahres“ Gesicht zu verpassen, kostet aber Geld, bedenkt man nur schon die teure Fläche, welche die Inszenierung bestimmter Produkte erfordert. Die Branche könnte sich gezwungen sehen, ihre Margen zu opfern, um bei diesen Projekten für die erwünschten „echten“ Werte mitzutun.

Diese Entwicklung setzt sich über die Branchengrenzen hinweg. Auch der britische Buchhändler „Waterstones“ lässt sich einiges einfallen, um das Einkaufserlebnis für die

Kunden „echt“ zu gestalten. So lässt der Buchhändler sein Personal handschriftliche Gedanken verfassen, warum ein Buch lesenswert ist. Diese Rezensionen werden unterhalb des jeweiligen Buches angebracht – das sorgt für ortsspezifische Authentizität und eine persönliche Note beim Einkauf. Das Fashionlabel „Ted Baker“ entführt den Kunden mit seinem im Jahr 2004 eröffneten Geschäft „Endurance“ im Londoner Covent Garden in eine Zeit, in der jeder Schneider auf Bestellung arbeitete. Wer seine Wahl aus der hochpreisigen Abendgarderobe für Männer getroffen hat, wird von einem Schneider erwartet, der gleich vor Ort Änderungen vornimmt.

Die Beispiele „Waterstones“ und „Ted Baker“ verweisen zugleich auf einen anderen Makrotrend, der sich im Einzelhandel manifestiert: der Trend zum kleineren Maßstab.

### *Trend 2: Von Groß zu Klein – die Suche nach dem Handhabbaren*

Die Idee des „Small is beautiful“ kommt heute in allen Branchen des Handels immer deutlicher zum Ausdruck. Dieser Trend dürfte teilweise darauf zurückzuführen sein, dass die großen Händler sich des Baus überdimensionierter Konsumtempel schuldig gemacht haben, in denen das Shopping vom Reich des Persönlichen abgekoppelt ist. Dabei wird den Konsumenten das Gefühl vermittelt, sie seien bloß ein Glied in einer Kette, die zum steueroptimierten Konto des Händlers führt. Operationale Effizienz allein reicht nicht aus. Selbst in Riesenläden muss ein Sinn für den menschlichen Maßstab einfließen. Der Möbeldiscounter „Ikea“ beispielsweise hat ein weltweites Netz von großflächigen Läden aufgebaut, die auf eine überschaubare Größe heruntergebrochen sind, indem den Kunden eine Reihe interner „Minishops“ geboten werden. Auch die großen Warenhäuser versuchen, sich in diese Richtung zu entwickeln. Ein Beispiel bietet seit Winter 2004 „Bloomingdale’s“ in Soho, New York, der kleinere Ableger des Luxuswarenhauses im oberen Manhattan. Die überschaubaren Etagen schaffen ein privilegiertes Kaufhauserlebnis, welches das Bedürfnis nach leicht navigierbaren Läden aufnimmt, es mit verführerischen Auslagen kombiniert und den Kunden den Laden zurückgibt – in mundgerechten Portionen.

In Europa ist der Trend zum Handhabbaren vor allem dort greifbar, wo Einzelhändler, die sich für Ladenformate außerhalb der Städte entschieden haben, mit neu erwachtem Interesse auf jene Stadtzentren blicken, die sie vor über einem Jahrzehnt brüsk verlassen haben. „Tesco“ und „Sainsbury’s“, die Nummern eins und drei der britischen Lebensmittelhändler, betreiben seit geraumer Zeit abgespeckte Versionen ihrer Hypermärkte in den Städten. Denn mit der zunehmenden Wiederbelebung der Stadtzentren und der Rückkehr der Konsumenten und Unternehmen in die Städte kehrt auch der Einzelhandel wieder in die Einkaufsstraßen zurück.

### *Trend 3: Alte Technologie, neuer Einsatz*

Wohin der „Small is beautiful“-Trend auch führt, man kann vermuten, dass Technologie eine bedeutende Rolle bei den neuen Ladenformen spielen wird. Doch ob Touchscreen-Displays über das Angebot informieren oder ob Projektoren und Spiegel die Kunden an exotische Orte versetzen, während sie die Ware im Umkleideraum anprobieren: die Technologien gibt’s schon länger. Neu sind nur die Einsatzmöglichkeiten. Eine Konsequenz des Kundenwunsches nach „echten“ Angeboten ist der Ausbau der Serviceleistungen. Diese Strategie scheitert am besten, wenn man die Kunden im Laden ohne Unterstützung komplizierten technischen Tools überlässt. Technologie hat einen festen Platz im Laden, doch ihr Einsatz sollte mehr mit Unterhaltung und Inszenierung zu tun haben als damit, das Einkaufen zu erleichtern oder mit den Kunden in Interaktion zu treten. Die Modebranche hat dies stark aufgegriffen. So setzte etwa „Puma“ in einigen Geschäften ein bewegtes Drei-D-Panther-Hologramm ein, um Aufmerksamkeit zu erregen. Eine ausgefeilte Version dieses Trends finden wir im Flughafen

Heathrow: Dort ändert sich die Musik im „World Duty Free Shop“ je nach der Herkunft der Passagiere, die sich zu einer bestimmten Tageszeit in den Läden aufhalten. Wenn zum Beispiel spätabends die meisten Kurse nach Indien und in den Fernen Osten abfliegen, hören sie mehr World Music, und die Inhalte der Videos werden entsprechend angepasst. Das Einkaufen wird dadurch zwar nicht einfacher, doch lässt sich eine Verbesserung der Einkaufserlebnisse und damit eine Umsatzsteigerung erwarten. „Technologie“ heisst heute also vor allem effizientere Logistik oder Läden mit besseren Verkaufsdspays und verfeinerten Methoden der visuellen Verkaufsförderung.

#### *Trend 4: Das Bedürfnis, grün zu sein*

Die Verabschiedung des Kioto-Protokolls vor über zehn Jahren hat das „grüne“ Bewusstsein vieler Konsumenten geschärft und Legionen von umweltbewussten Käufern hervorgebracht. Die Handelsunternehmen reagieren vielfältig auf dieses Bedürfnis der Kunden. Die Modelabels „All Saints“ und „Reiss“ eröffneten kürzlich in den USA und Großbritannien Läden, die mit rezykliertem Holz für die Wände und rauen Backsteinen ohne Finish den Eindruck einer reduzierten Umgebung vermitteln, in der kein Material unnötig vergeudet wurde. Ähnlich ging das japanische Label „Comme des Garçons“ im Jahr 2004 mit seinem „Guerilla Store“ im Dover Street Market vor. Die Inneneinrichtung beruht auf einer Serie von „Fundobjekten“ und vermittelt ein unfertiges, industrielles Ambiente.

Der Verkauf von teurer Designermode in einer solchen Umgebung ist aber oft eher kluger Schachzug des Händlers, der den Unterschied zwischen Designergeschäften und Massenläden optisch hervorheben will als echtes „grünes“ Gewissen. Denn der Dover Street Market verursacht nicht weniger Emissionen als andere Läden, ebenso wie dieser nicht zwingend weniger immaterielle Werte vertritt.

#### Mitten im Wandel?

Was bedeuten diese vier Trends für die Einzelhändler? Werden sie gezwungen sein, darauf zu antworten, um mithalten zu können? Bis zu einem gewissen Grad stecken sie bereits mittendrin. Die Whole Foods Markets scheinen vor diesem Hintergrund alle Pluspunkte für sich zu verbuchen: Ihr Angebot ist wahrhaftig, die Läden sind im Maßstab der Nachbarschaft gehalten, sie nutzen Technologien für positive Effekte (wie emissionsarme Beleuchtungen und Kühlanlagen) und haben sich mit einer „grünen“ Aura umgeben. Doch diese Kette stellt eine große Ausnahme dar. Die Norm sind weiterhin gigantische, unpersönliche Einkaufsmärkte, die Raum und Ressourcen vergeuden – insbesondere in den USA. Sollte dieses Land schließlich doch noch das Kioto-Protokoll anerkennen, dürfte der Einzelhandel unter Handlungsdruck geraten. In Westeuropa jedoch fallen diese vier Trends auf einen fruchtbareren Boden. Der Einzelhandel befindet sich mitten im Wandel. Aber er war es schon immer.

(<http://www.gdi.ch/index.php?id=786>, Gottlieb Duttweiler Institut, Langhaldenstrasse 21, CH-8803 Rüschlikon/Zürich, Telefon 0041 1 724 61 11, <http://www.gdi.ch?RDCT=14934d71c3cec83ecdcc>, Recherche August 2005)

### **Kreditkarten für Kinder**

Kreditkartenunternehmen haben in der Vergangenheit Kinder und Jugendliche nicht wirklich als Kunden betrachtet: beschränkte Geschäftsfähigkeit und mangelnde finanzielle Eigenverantwortung waren nur einige der Gründe...

Eine VISA-Kreditkarte für Kinder? Tatsächlich, was bisher unmöglich schien, der Software-Riese Microsoft bietet gemeinsam mit der Berliner Landesbank Kreditkarten für junge Verbraucher an. Das, was es in Deutschland erst seit einigen Wochen gibt, ist in den USA schon seit längerem auf dem Markt und entwickelt sich dort zu einem echten Verkaufsschlager: Das Kreditkartenunternehmen Visa bietet in den USA die „Buxx Karte“ an (Bucks = umgangssprachlich für Dollar) und Mastercard die „Hello Kitty“ Karte. Die Zielgruppe: Zehn- bis 17-Jährige. Die Funktionsweise: Eltern oder Großeltern zahlen einen Betrag ein und die Kids disponieren dann eigenständig über ihr gespeichertes Guthaben.

Die Vorteile gegenüber Bargeld: Diebstahlsicherheit und Ausgabenkontrolle durch die Eltern. Sie können nachschauen, in welchen Geschäften sich die Kids herumgetrieben haben, was sie gekauft haben und wie teuer es war. Überziehungskredit allerdings gewährt Visa nicht, sondern immer nur so viel Spielraum, wie die Eltern einräumen.

Allerdings stößt dieses neue Angebot nicht überall auf ungeteilte Zustimmung: Verbraucherschutzorganisationen wittern eine Verführung der Kinder zum hemmungslosen Konsum.

Von der betriebswirtschaftlichen Seite her betrachtet, zeigt sich schnell, dass hier nicht über Peanuts geredet: Die Wachstumsraten der Kreditkarten für Kinder liegen in den USA im dreistelligen Bereich. Prognosen gehen davon aus, dass mit dem Plastikgeld in den nächsten fünf Jahren ein Verkaufsvolumen von 50 Milliarden Dollar finanziert werden wird.

(Advanced Innovation, Im Höllengrund 10, 69118 Heidelberg, Tel. +49- (0) 6221 – 8953654, Newsletter 09/2005)

## **Kultur/Tourismus/Freizeit**

### **Japanischer Reiseveranstalter nimmt Buchungen für Mondflüge an**

Der größte japanische Reiseveranstalter will in Kürze auch für Flüge in den Weltraum und zum Mond anbieten. JTB nehme Buchungen für Reisen mit Space Adventures an, die US-Firma, die schon "Weltraumtouristen" an Bord von Sojus-Kapseln ins All schickte.

Die Reise um den Mond soll elf Milliarden Yen (81 Millionen Euro), ein Besuch bei der Internationalen Raumstation (ISS) 2,2 Milliarden Yen (16,3 Millionen Euro) kosten. Das Gefühl der Schwerelosigkeit allein bei einem Kurzflug ins All soll schon für elf Millionen Yen (81.000 Euro) zu haben sein. Space Adventures will 2008 die ersten Flüge anbieten.(apa/red)

(<http://www.networld.at> ; 18.8.2005)

## Management/Marketing

### Management by Demotivation

„Wenn ein albernes Poster und ein blöder Spruch genügen, um dich zu motivieren, dann hast du einen leichten Job. Die Art von Job, die bald Roboter erledigen werden.“ Mit solchen Sprüchen will El Kersten, ehemaliger Professor für Organisations-Kommunikation in Kalifornien und Betreiber der Webseite [www.despair.com](http://www.despair.com) deutlich machen, dass alles Gerede um Motivation, Visionen, Mitarbeiterbeteiligung und Leistungssteigerung Humbug ist. Baue lieber auf Demotivation, ist seine Botschaft.

Dabei bedient er sich vordergründig der gleichen Methoden; er verkauft auf seiner Webseite Plakate, Tassen, Bildschirmschoner und Mauspads - aber eben mit Texten und Sprüchen, die nicht nur persiflieren, sondern wachrütteln und manchmal sogar beleidigen.

(Newsletter business-wissen.de, Redaktion: Anschrift: [b-wise GmbH](http://b-wise GmbH); Business Wissen Information Service, Stephaniestraße 20, 76133 Karlsruhe, Tel: 0049 (0) 721. 1 83 97 0, Mail: [redaktion@business-wissen.de](mailto:redaktion@business-wissen.de); August 2005)

## Sonstiges

### Der Lohn der Angst

*Automation und Fortschritt, Wissensarbeit und Kapitalismus vernichten Arbeitsplätze. Und das ist gut so. Es ginge nämlich auch anders.*

(brand eins 7/2005, Text: Wolf Lotter)

In der Welt der Arbeit ist nichts, wie es scheint. Arbeit, genauer: Erwerbsarbeit, galt den antiken Denkern als so ziemlich das Letzte. Man unterschied, wie heute wieder, Arbeit und Tätigkeit. Das eine sicherte die nackte Existenz und entsprang immer den Notwendigkeiten. Das andere hingegen beschrieb, was Menschen gern und freiwillig tun, selbst dann, wenn es besonderer Leistungen und Anstrengungen bedurfte. Bei den alten Germanen wurde das Wort für Knecht und Arbeit schließlich eins: orbu. Das englische Wort Labour hat seinen Ursprung im lateinischen labor. Labor heißt: Mühe.

Seit der Apostel Paulus sein „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ verkündete, ist die tägliche Mühe zur Pflicht geworden. Im sechsten Jahrhundert gründet Benedikt von Nursia den einflussreichsten Orden der Kirchengeschichte, den der Benediktiner. Ora et labora heißt deren Motto – beten und arbeiten. Sonst nichts. Darauf bauten die Erfolge des Abendlandes für viele Jahrhunderte. Doch trotz der allerchristlichsten Beschwörungen war Erwerbsarbeit bis zur Industrialisierung keineswegs der Mittelpunkt des menschlichen Lebens. Dass sich die herrschende Klasse dem Müßiggang ergab, verstand sich von selbst, aber auch die Bevölkerung schuftete, allen Legenden zum Trotz, nicht wie verrückt. Im Mittelalter gab es wenigstens 50 strikt arbeitsfreie Tage im Jahr. Anstrengenden Arbeitsphasen, etwa in der Erntezeit, folgten längere Abschnitte, in denen nur wenig gearbeitet wurde.

Die Industrialisierung beendete das schlagartig. Zwischen 1830 und 1860, den ersten ungehemmten Jahren der neuen Ökonomie, betrug die durchschnittliche Arbeitszeit am Tag zwischen 14 und 16 Stunden, pro Woche 85 Stunden. Dazu kamen oft stundenlange Wegzeiten in die Fabrik. Eine gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit auf maximal 48 Wochenstunden gab es erst in der Weimarer Republik. Die Nationalsozialisten hoben alle Beschränkungen wieder auf, erst 1948 wurden die Verhältnisse von vor 1933 wiederhergestellt. In den sechziger Jahren wurde in den meisten Tarifverträgen die 40-Stunden-Woche festgeschrieben.

Zu diesem Zeitpunkt aber begann sich die Arbeitsgesellschaft, die das gesamte Leben regelte, fundamental zu ändern. In den Industriestaaten wurde die Zahl der Erwerbsarbeiter in der Industrie erstmals durch die im Dienstleistungsbereich übertroffen. Im Jahr 2000 spielte die Produktion in Deutschland keine größere Rolle als die der Landwirtschaft Ende der fünfziger Jahre: Kaum ein Drittel der Beschäftigten stellt noch etwas Gegenständliches her.

Auch für das, was wir für Arbeit halten, gilt: Die Veränderungen sind dem Bewusstsein weit voraus. Nach wie vor hält sich der Mythos der Arbeit als Schaffen, Schuften und Rackern. Je fleißiger eine Nation, so glauben wir, desto erfolgreicher ist sie. Hart arbeiten – und alles wird gut. Für einige stimmt das auch. Doch längst nicht mehr für die Mehrheit.

*Was ist „neue Arbeit“?*

Der Industrialismus ist die Ursache des Arbeitswahns – und in ihm liegt gleichsam auch der Keim für das unausbleibliche Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft. Das Ziel jeder Produktivitätssteigerung ist es, mehr Ergebnis mit weniger Aufwand zu erzeugen, von den Physikern auch Arbeit genannt. Automation ist die Folge intensiven Nachdenkens. Die logische Folge: Je mehr Kopfarbeiter schuften, desto weniger bleibt für Handarbeiter übrig. Das liegt daran, dass Kopf- oder Wissensarbeiter nahezu immer darüber nachdenken, welche Prozesse in der Entwicklung oder Produktion verbessert werden können. Man kann das durch simple Beobachtung leicht nachvollziehen: In Branchen, in denen stupide körperliche (und einfache geistige) Arbeit durch Maschinen und Systeme ersetzt werden, etwa in der Informations- und Kommunikationstechnologie, schuften die Gestalter dieser Automations-Verfahren besonders intensiv. Ein 14-Stunden-Tag gilt hier als normal, so viel also, wie noch vor fünf Generationen den Proletariern der frühen Industriegesellschaft abverlangt wurde.

Das ist die wirkliche „neue Arbeit“, eine Tätigkeit, die körperliche oder auch nur routinemäßige Arbeit ersetzt. Diese Arbeitsebenen, die es auch in der fortschrittlichen Produktion, in der Biotechnologie und anderen Automationsbranchen gibt, werfen zwei Schatten: einen echten, der sie als Liquidatoren der Arbeit erscheinen lässt. Schemenhaft aber wird eine zweite Kontur sichtbar: die des Vorbilds, das wie verrückt schuftet, das die Arbeit noch hochhält – und damit die Wertvorstellungen der alten Arbeitsgesellschaft. Während also, ganz nach Plan, die alte Plackerei durch Technik, Fortschritt und Wissensarbeit beendet wird, haben all jene, die sich nicht mehr plagen müssen, ständig ein schlechtes Gewissen. Schizophrene Wahrnehmungen sind in Zeiten des Wandels, der Transformation, unvermeidlich.

Der Übergang vom Leistungsträger zum Leistungsempfänger ist fließend. Bereits in den neunziger Jahren, schreibt der Wirtschaftshistoriker Wolfgang Reinhard, „wurden nur noch 25 Prozent der erwachsenen Lebenszeit auf die Arbeit verwendet“. Frauen und Männer also, die physisch und psychisch in der Lage gewesen wären zu arbeiten, verbrachten im statistischen Mittel nur noch ein Viertel ihres Lebens mit dem, was sie bis heute als wichtigstes Bürgerrecht begreifen: mit Erwerbsarbeit.

Diese Realität wird hartnäckig übersehen. Und die Konsequenz daraus, dass mit Arbeit künftig kein Staat mehr zu machen ist, wird vom Establishment geleugnet. Die schlichte Ursache: Macht. Wer einstellen und entlassen kann, hat Macht über das Leben anderer. Noch größer ist die Macht von Politikern, die mit Gesetzen und Reformen diese Prozesse regeln. Ein Kanzler, der Arbeit schafft, ist mächtig, einer, der das nicht schafft, nutzlos.

### *Arbeitslosigkeit ist Erfolg*

Schlimm ist die aktuelle Lage nur, weil wir sie immer nur von einer Seite sehen: Ohne Erwerbsarbeit ist der Mensch kein Mensch. Dabei ist das Fiasko der Arbeitsgesellschaft nichts weiter als der Erfolg des Kapitalismus. Seine Fähigkeit, mit immer weniger Leistung immer bessere Ergebnisse zu erzielen, schafft Arbeitslosigkeit. Von Übel ist das nur, weil wir unsere wirklichen Siege nicht wahrnehmen.

Die Automation ist Segen, nicht Fluch. Sie ist höchst erfolgreich, wengleich die Auswirkungen im alten Sozialsystem nicht mehr ankommen können. Denn die Quelle des alten Sozialstaates war Arbeit, die man in Geld tauschte. Heute wird Arbeit durch technologischen Fortschritt immer mehr überflüssig; Erträge und Profite entstehen dadurch, dass wir arbeiten lassen. Warum ist es so schwer, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen?

In den Zeiten des Wirtschaftswunders stieg die Produktivität allein zwischen 1948 und 1965 um fast 300 Prozent. Nach Abzug der Sonderkonjunktur erlebte die Bundesrepublik zwischen 1970 und 1995 immer noch eine Produktivitätsverdoppelung. Das geschah aber bereits vor dem Hintergrund steigender Massenarbeitslosigkeit und des Zusammenbruchs großer Teile der alten Industrien, also gebremst.

Tatsächlich ist es keineswegs nötig, dass in Deutschland noch 26,5 Millionen unselbstständig Erwerbstätige ihrer Erwerbsarbeit nachgehen. Lothar Späth und der frühere McKinsey-Manager Herbert A. Henzler haben im Jahr 1993 eine Berechnung angestellt: Was würde passieren, schöpfte man das technisch machbare Automationspotenzial in der Bundesrepublik voll aus? Die Antwort: Eine Arbeitslosigkeit von 38 Prozent wäre normal. Eindrucksvoll bestätigte eine weitere Studie der Universität Würzburg im Jahr 1998 die Annahme der Autoren: Allein im Bankensektor liegt das Automationspotenzial bei mehr als 60 Prozent, im Handel immer noch bei mehr als der Hälfte des gegenwärtigen Beschäftigungsstands. In diesen und vielen anderen Sektoren ist es nur eine Frage der Zeit, bis die Potenziale ausgenutzt werden.

Die Kräfte, die sich am Vollerwerbsmodell festkrallen, rechnen mit Wundern. Umverteilung der Arbeit soll das Schlimmste verhindern. Das ist schon oberflächlich betrachtet grober Unfug. Selbst in längst vergangenen Zeiten, als die meisten Menschen nur stupide, leicht einstudierbare Arbeit in Fabriken leisteten, ließ sich das kaum realisieren. Wenn Arbeit aber vor allem geistige Tätigkeit ist, also Wissensarbeit – wie sollte Umverteilung dann funktionieren? Durch Gehirntransplantationen?

### *Das Recht auf Zuchthaus*

Bereits vor einem guten Jahrhundert war diese Entwicklung absehbar und eine Lösungsidee auf dem Tisch. Im Jahr 1912 erschien ein Buch des österreichischen Ingenieurs und Schriftstellers Joseph Popper-Lynkeus, der unter den Intellektuellen aller Nationen für Furore sorgte. In mehr als 30 Sprachen übersetzt, formulierte Popper-Lynkeus darin seine Theorie von der „Allgemeinen Nährpflicht“, die nichts anderes besagt, als dass Teile der durch Automation erzielten Produktivitätsgewinne zu einer Grundsicherung aller Staatsbürger



führen müssten. Die Idee eines an keine Bedingungen geknüpften Grundeinkommens, das mit minimalem bürokratischem Aufwand verteilt und zur Vermeidung der elementarsten Existenzsorgen dienen sollte, faszinierte etwa Albert Einstein, der im „Recht auf Arbeit“ nichts anderes erkennen konnte als das „Recht auf Zuchthaus“.

Ökonomen und Sozialwissenschaftler plädieren seit Jahrzehnten dafür, die vorhersehbaren Folgen der ausklingenden Arbeitsgesellschaft durch ein Grundeinkommen für alle Bürger abzufedern. Der Unterschied zur Sozialhilfe und ihre vielfältigen Erscheinungsformen ist einfach: Ein Grundeinkommen, auch Bürgergeld genannt, wird ohne Prüfung, bedingungslos sozusagen, jedem Staatsbürger zuerkannt. Es dient der Sicherung der Existenz. Es wird bezahlt wie ein Gehalt und ersetzt in fast allen bekannten Modellen die Vielzahl öffentlicher Almosen, die den Sozialstaat heute so heillos überfrachten.

Die Idee vom Geld für alle lässt sich ideologisch nicht verorten. Der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Milton Friedman propagierte sie schon 1962: Wer unterhalb einer bestimmten Einkommensschwelle bleibt, erhält vom Staat einen festen Betrag. Finanziert wird diese negative Einkommenssteuer durch Steueraufkommen. Eine klassische Transferleistung, die allerdings in den USA nur zum Teil realisiert wurde. So erhalten US-Bürger mit einem Einkommen unter 12 000 Dollar Geld über die negative Einkommenssteuer zurück – empfangsberechtigt ist jedoch nur, wer regelmäßiger Erwerbsarbeit nachgeht.

Neben dem Nobelpreisträger Friedman, der gern auch als Vater des Neoliberalismus bezeichnet wird, ist der französische Philosoph André Gorz ein bekannter Verfechter des Grundeinkommens. Gorz, langjähriger Mitsprecher Jean-Paul Sartres, argumentiert für das Grundeinkommen genauso wie der liberale Soziologe Lord Ralf Dahrendorf: „Eine Grundausstattung für alle muss garantiert sein. Ein Gesellschaft braucht einen Fußboden, unter den niemand geraten darf.“

Die Motivlage mag bei linken und liberalen Befürwortern des Grundeinkommens auseinander klaffen. Für die einen ist es die konsequente Fortsetzung der Umverteilung, die Sozialdividende, die jedem zusteht, der Bürger ist. Für die anderen geht es um die Möglichkeit, die volle Dynamik der Rationalisierung und Automation auszuschöpfen – quasi dem ungezügelt Fortschritt freien Lauf zu lassen und gleichzeitig die Sozialbürokratie auf ein Minimum zu beschränken. Denn wo ein Grundeinkommen den Lebensstandard sichert, braucht man weder Sozialhilfe noch Arbeitslosengeld, kein Rentensystem oder Kindergeld – und auch nicht die unzähligen weiteren Hilfen und Subventionen, die heute nach dem Gießkannenprinzip verteilt werden.

### *Das Recht der Bürger*

Der Frankfurter Sozialwissenschaftler Sascha Liebermann ist einer der Initiatoren der Plattform „Freiheit statt Vollbeschäftigung“, in der Wissenschaftler aller Disziplinen Argumente für ein bedingungsloses Grundeinkommen zusammentragen. Er sieht die gegenwärtige Lage nicht tiefschwarz, im Gegenteil: Langsam sei die Voraussetzung geschaffen, dass sich die Energie verzehrenden Existenzängste und Nöte der Menschen in positive Bahnen lenken lassen: „Die Arbeitslosigkeit ist das Resultat eines riesigen Erfolges – des gelungenen Projektes, mit immer weniger Arbeit immer mehr zu produzieren. Und es ist doch ganz klar, dass wir nur einen Mechanismus brauchen, damit möglichst viele davon profitieren. Sehen Sie mal, was wir mit jungen Menschen machen: Der Druck, der auf Jugendlichen lastet, ist der Feind jedes Wagnisses. Die werden von allen Seiten angelabert, dass sie sich einen der wenigen noch verfügbaren Vollerwerbs-Arbeitsplätze erkämpfen sollen. Deshalb riskieren sie nichts. Sie haben Angst, unter die Räder zu kommen.“

Die Frage, sagt Liebermann, sei nicht: Wie schaffe ich es, das alte System weiterhin zu finanzieren? Die Frage lautet: Wir kriegen wir ein System hin, bei dem die ungeheuren Möglichkeiten der Automation ihren Nutzen entfalten? Statt Milliarden an Steuergeldern und praktisch alle Energie auf die sinnlose Debatte um den Erhalt der Vollbeschäftigungsgesellschaft zu lenken, wäre es dringlicher, die Grundlagen einer sozialen Grundsicherung für alle auszuarbeiten. „Das ist die wichtigste Arbeit, die wir in der Transformation zu leisten haben. Dabei entsteht ein kleiner, aber starker Staat, dessen einzige Aufgabe die Sicherung des Rahmens ist. Und in dem man keine riesige Sozialadministration mehr braucht.“

Von den links-alternativen Grundeinkommens-Debatten der achtziger Jahre grenzt sich Liebermann ab: „Da ging es eigentlich nur darum, dass einige wenige etwas mehr Kohle von einem Staat wollten, den sie im Grunde nicht leiden konnten. Die Voraussetzung dafür, dass wir ein bedingungsloses Grundeinkommen bezahlen können, ist, dass wir akzeptieren, dass der Bürger weiß, was ihm gut tut. Und dazu müssen wir in Deutschland erst einmal den Bürger – den Citoyen – als eigenständig handelndes Wesen begreifen.“

Das sagt auch der Historiker Paul Nolte von der Freien Universität Berlin oft und gern. Allerdings schlägt der konservativ-grüne Geschichtswissenschaftler das Kreuz, wenn er von bedingungslosem Grundeinkommen hört: „Die Erwerbstätigkeit bleibt ein tragender Teil unserer Gesellschaft.“ Die Debatte um ein Grundeinkommen, das den Wildwuchs an sozialen Zuwendungen ersetzt, ist für ihn eine „alte Intellektuellenvision aus den sechziger Jahren. Da stehen ein paar Weißkittel in der Fabrik, dort schufteten Roboter, und der Rest lässt sich die Sonne auf den Bauch scheinen“. Auf die Mündigkeit der Bevölkerung, so viel steht für Nolte fest, sei kein Verlass. Dass sich die Bürger auf der Basis eines Grundeinkommens besonders gesellschaftlich engagieren oder – ohne existenziellen Druck – auf die Suche nach mehr Chancen im Leben gehen würden, glaubt er nicht. „Das kriegen die Leute kulturell nicht geregelt“, sagt er. Kein Zweifel: Nolte hält das Gros der Bevölkerung für faul und willenlos. Die Masse entwickle Engagement bestenfalls darin zu fordern – stets Neues und immer mehr.

Druck und Zwang, meint Nolte, blieben zuverlässige Gesellen beim Aufbau eines neuen Wertekanons einer künftigen Erwerbsgesellschaft. Dazu gehört die Bereitschaft, in den vorhandenen Rahmen zu denken und zu parieren: „Die Formel 8-8-8 hat sich historisch enorm bewährt.“ Paul Nolte redet nicht über Kabbalistik oder esoterischen Zahlenzauber, sondern über die klassische Zeiteinteilung der Industriegesellschaft, der ordentlichen Welt von gestern. Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Freizeit, acht Stunden pennen. Und dann wieder von vorn. Für Nolte ist das „eine anthropologisch logische Sache“.

Der Historiker steht mit dieser Meinung einer wachsenden Zahl von Ökonomen gegenüber, die im Konsum nicht das Problem, sondern die Lösung der Krise sehen. Genauer: in der höheren Besteuerung von Konsum aller Art. Fast jedes europäische Land hat deutlich höhere Verbrauchs- oder Konsumsteuern als Deutschland. In den neuen osteuropäischen EU-Mitgliedsstaaten gilt praktisch durchgängig das Prinzip, Arbeit und Produktion, also die Wertschöpfungskette, gering zu besteuern. Umso stärker wird zugelangt, wenn es um Konsum geht. Die Methode hat mehrere Vorteile.

Steuern werden dort erhoben, wo Waren und Dienstleistungen gekauft werden. Egal, wo die Maschine steht, auf der sie produziert wurden. Unerheblich, ob die Idee aus Japan oder den USA stammt. Und ganz nebensächlich, ob der dazugehörige Kapitalist in einem Steuerparadies sitzt oder vor Ort. Bezahlt wird hier und jetzt. Damit brechen die

wesentlichsten Argumente gegen die Globalisierung zusammen. Zugleich wäre es durchaus nützlich, wenn eine Volkswirtschaft, die auf Konsumsteuern setzt, auch der Automation freien Lauf lässt. Der Kapitalismus könnte ungebremst produzieren, also tun, was er kann.

Zwei Argumente werden dagegen immer wieder angeführt: Durch höhere Verbrauchssteuern reduziere sich der Konsum. Das lässt sich, bei einer ausgewogenen Entlastung bei den Kapital- und Arbeitssteuern, in keiner anderen Nation beobachten. Und: Eine Grundsicherung, Bürgergeld, Grundeinkommen, zerstöre die Erwerbsarbeitsmoral. Aber taugt ein so eindeutig schwindender Wert wirklich noch zur Leitkultur?

### *Tätigkeit*

Peter Glotz, der in den achtziger Jahren zu den schärfsten Kritikern eines bedingungslosen Grundeinkommens zählte, hat inzwischen Zweifel: „Ich weiß wirklich nicht, wie man ein Grundeinkommen, das den Namen auch verdient, finanzieren sollte. Aber dass sich die Verhältnisse seit den achtziger Jahren dramatisch geändert haben, kann man nur absichtlich übersehen.“ Seine Hauptsorge damals, sagt Glotz, war „schlicht die Tatsache, dass es ernsthafte Aggressionen gegen die Bezieher eines kleinen, aber sicheren Grundeinkommens durch die gibt, die weiterhin im Erwerbsprozess stecken“.

Heute sieht er die Sache anders: „Kein Mensch würde nur auf die Grundsicherung vertrauen. Die würden schon weiterhin was tun.“ Doch ein Problem sei geblieben: „Keine Partei findet das gut. Denn an der Arbeit hängt auch die Macht der Parteien und Organisationen.“ Das Gerede von der Arbeit als einzigem Sinnstifter unserer Existenz ist ein „Herrschaftsinstrument“, wie Ralf Dahrendorf schon vor mehr als zwei Jahrzehnten erkannte: Nicht um die Arbeit gehe es den Machthabern, sondern um sich selbst, um die Möglichkeit, den Reichtum der Bürger so zu verteilen, wie es ihnen passt. Deshalb sind die Mächtigen um die Arbeit besorgt, sagt Dahrendorf: „Wenn sie ausgeht, verlieren die Herren der Arbeitsgesellschaft das Fundament ihrer Macht.“

### *Arbeiten unter Polizeischutz*

Doch dieses Fundament bröckelt längst. Denn bleibt alles, wie es ist, werden immer mehr Erwerbslose – die Chiffre für Bürger zweiter Klasse – unter uns leben. Sie werden immer weniger aus dem alten Umverteilungssystem erhalten. Ihr Leben ist unsicher und zunehmend brutal. Selbst wer dabei nur an sich denkt, sollte wissen, was das bedeutet. „Solange das Drittel, das kaum mehr etwas hat, ruhig gestellt wird, gibt es keine wirklichen Probleme“, sagt Peter Glotz. Doch das gelinge nicht mehr lange: „Wenn wir so weitermachen, treiben wir das untere Drittel der Gesellschaft in Kriminalität und Chaos. Das wird vor allem auch für die ungemütlich, die etwas besitzen. Wollen wir die Leute, die in zehn, zwanzig Jahren bei Siemens arbeiten, mit Polizeischutz zur Arbeit bringen, damit sie nicht ausgeraubt werden?“ Es gehe vor allem auch um die Rechte der anderen.

Das wichtigste Argument für ein Grundeinkommen ist nicht moralischer Natur – es ist schierer Egoismus, der Wille derer, die vorankommen wollen. Deshalb sprechen sich heute vor allem Marktbefürworter für ein Grundeinkommen aus: Es passt zum Kapitalismus. Es ist gut für den Markt.

Georg Vobruba, Professor für Soziologie in Leipzig, gefällt die Entwicklung. Er hat sich schon in den späten siebziger Jahren für ein Grundeinkommen stark gemacht – und über Applaus aus dem falschen Lager geärgert. Denn Grundeinkommen sei keineswegs eine karitative, gutmenschelnde Veranstaltung: „Vieles in der Debatte um ein Grundeinkommen ist einfach zu moralisierend. Natürlich hat niemand ein Recht darauf – woher sollte das auch

kommen? Es geht mir um andere Fragen: Was nützt ein Grundeinkommen denen, die noch in der Erwerbstätigkeit sind, und was nützt es Unternehmen?“

Die nahe liegendste Antwort ist: eine weit billigere Sozialbürokratie als heute, bei der die Kosten für die Verwaltung zuweilen die der ausgezahlten Mittel übertreffen. Darüber hinaus könnte ein Grundeinkommen dafür sorgen, dass aus Mc-Jobs und Gelegenheitsarbeiten ganz normale, durchaus sozialverträgliche Tätigkeiten werden können.

#### *Ein echter Arbeitsmarkt*

Für Vobruba sind die Antworten in den vergangenen Jahren noch klarer geworden: „Das Grundeinkommen ist ein ziemlich sinnvolles Instrument der Veränderung. Man bringt die Leute nur dazu, über das ihnen vorgeschriebene Maß hinauszugehen, wenn man sie materiell unterfüttert.“ Das gelte in Zeiten der Globalisierung stärker als je zuvor. 120 Jahre lang hätten sich der Kapitalismus und der Sozialstaat ganz gut aneinander gewöhnt und vertragen: „Sozialpolitik hat vor allem den Job, den Kapitalismus, das Marktgeschehen, von systemfremden Aufgaben zu entlasten. Unser ökonomisches System ist ausgezeichnet für eine effiziente Produktion geeignet, für das Schaffen technischen Fortschritts, der allen nützt. Das Verteilungsproblem aber kann es weniger gut lösen. Der Markt und das Soziale gehören zusammen, als sich ergänzende Systeme, die man nicht vermischen sollte.“

Ein System entlastet ein anderes, von dem es letztlich lebt: „Die, die leistungsfähig sind, können sich voll und ganz auf ihre Leistung konzentrieren. Die Grundeinkommens-Bezieher wiederum müssen nicht einer Vielzahl an Unterstützungen hinterherlaufen, sondern können sich, wenn sie wollen, auf einen Arbeitsmarkt begeben, der diesen Namen verdient.“ Mehr Effizienz hilft aber vor allem, das Überleben jenes Faktors zu sichern, der im Sozialen eine so große Rolle spielt: der Moral. Die Würde des Menschen ist auch davon abhängig, ob das Gesetz der Arbeit – was kann ich für andere tun? – Widerhall findet. Einen Markt.

Was Langzeitarbeitslose heute in den Amtsstuben der Bundesagentur und anderswo vorfinden, hat mit Markt nichts zu tun: „Ein Markt lebt davon, dass Anbieter und Nachfrager weitgehend gleich stark sind. Wo ist das heute noch der Fall?“ Bei einem Grundeinkommen etwa auf der Basis der heutigen ALGII-Unterstützung könnten sich jene, die nicht mehr wollen, von diesem künstlich aufgeheizten, einseitigen Markt verabschieden. Andere, die durch Erwerbsarbeit mehr wollen, hätten bessere Chancen. „Waffengleichheit“ nennt das Vobruba, und zwar eine, die allen dient: „Wir müssen nicht nur das Dogma der Vollerwerbsgesellschaft beseitigen – wir müssen die Psychologie durchbrechen. Eine Gesellschaft nach unten abzusichern dient dem sozialen Frieden, und gleichzeitig bleibt der Ökonomie Luft zum Atmen.“

#### *Der Preis der Vernunft*

Bleibt die Frage, was das kostet. Selbst wenn man nur das heute gesetzlich festgelegte Existenzminimum – 7664 Euro pro Jahr und Kopf – als Mindesteinkommen garantierte, machte das für 82 Millionen Bundesbürger die gewaltige Summe von 620 Milliarden Euro aus: rund 200 Milliarden mehr, als der Staat an Steuereinnahmen zusammenkratzt. Auf den ersten Blick scheint das vollkommen unfinanzierbar. Doch die gesamten Sozialausgaben der Bundesrepublik betragen bereits heute jährlich mehr als 720 Milliarden Euro. Zieht man davon die Aufwendungen für die Krankenversicherung ab, verbleiben 580 Milliarden Euro für Leistungen, die ein Grundeinkommen langfristig ersetzen könnte. Und all jene, die weiterhin in Erwerbsarbeit blieben, würden nur potenzielle Empfänger des geregelten Einkommens ohne Arbeit werden. Tatsächlich ist nur nicht finanzierbar, dass alles so bleibt, wie es ist.

7664 Euro, vielleicht etwas mehr, vielleicht etwas weniger, sind überdies nicht das Paradies, nicht mal ein kleines Stück davon. Aber es wäre ein großer Schritt weg von dem alten Aberglauben, dass der Mensch nur etwas wert ist, wenn er leidet.

Schon in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts schrieb ein gewisser Paul Lafargue, der Schwiegersohn von Karl Marx, ein kleines, kluges Buch über „Das Recht auf Faulheit“. Darin beklagte sich Lafargue bitter über die Dummheit seiner Genossen, die nichts im Kopf hatten, als das Recht auf Arbeit zu fordern. Und er knöpft sich jene guten Christenmenschen vor, die allen, die nicht arbeiten wollen, das Recht auf Essen verweigerten: „Jehova, der bärtige und sauertöpfische Gott, gibt seinen Verehrern das erhabenste Beispiel idealer Faulheit: Nach sechs Tagen Arbeit ruht er auf alle Ewigkeit aus“ und weiter: „Das Proletariat hat sich (...) von dem Dogma der Arbeit verführen lassen. Hart und schrecklich war seine Züchtigung.“

Der britische Mathematiker Bertrand Russell greift, fast 70 Jahre nach Lafargues Tod, in seinem Essay „Lob des Müßiggangs“ die Gedanken des Marx-Schwiegersohns auf. „Mit den modernen Produktionsmethoden ist die Möglichkeit gegeben, dass alle Menschen behaglich und sicher leben können. Bisher sind wir noch immer so energiegeladen arbeitssam wie zur Zeit, da es noch keine Maschinen gab. Das war sehr töricht von uns. Aber sollten wir nicht auch irgendwann mal gescheit werden?“

Die Arbeit hoch? Nein. Kopf hoch.

([http://www.brandeins.de/home/inhalt\\_detail.asp?id=1763&MenuID=8&MagID=65&sid=su2123190886117855](http://www.brandeins.de/home/inhalt_detail.asp?id=1763&MenuID=8&MagID=65&sid=su2123190886117855), brand eins 7/2005, Text: Wolf Lotter, Recherche August 2005)